

Edel sei der Mensch, hilfreich und gut.

Von Emil Steinweg.

(Nachdruck verboten.)

Was ist Tugend? — Für Viele ein bloßer Name, dem sie keinen Begriff unter zu legen wissen; für die Weisten, die sie üben, eine Gewissenspflicht; bei Wenigen nur ein köstliches Gut, das sie besitzen, ohne es zu ahnen, und wovon sie absichtslos mit vollen Händen austheilen, wie die Blume sich selbst unbekümmert, wie die Luft in die Lüfte streut. Die wahre Tugend ist eine Werberin, und wer eine Gabe von ihr empfängt, erhält zugleich auch ein Stück von ihrem eigenen Selbst.

Wer, der Etwas übrig hat, gäbe nicht zu Weihnachten für die Armen? Man sammelt und arbeitet für sie; der reiche Mann, die vornehme Dame giebt und giebt reichlich, aber — sie scheuen die Berührung mit dem Elend; sie erfüllen ein Gebot ihrer Religion, indem sie einen Theil von dem Ihrigen für die Nothleidenden hergeben, aber die eigene Freude zu opfern, um die Entbehrten zu erfreuen; unbewußt einem innerlichen Drange folgend das Unglück selbst aufzusuchen und selbst zu lindern — wie viele wohl mögen es als ein Herzensbedürfnis empfinden?

Abenddämmerung liegt auf der Stadt. Spärliche in der leicht bewegten Luft treibende weiße Flocken geben den Dächern und dem Straßenpflaster nach und nach das von der Schneeball werfenden Jugend so heiß ersehnte Aussehen, die weiße Farbe, die das Nahen des Christfestes verkündet. Wer könnte es sich auch vorstellen ohne die weiße Decke, unter welcher die Natur schlummernd Kräfte sammelt und sich vorbereitet für ihr Auferstehungsfest? Jedem Feste gebührt seine eigene Farbe, weiße Weihnachten — grüne Ostern. So spricht die Poesie. Zum Glanz des strahlenden Christbaumes gehört Schneegestöber, und darum hat es auch endlich angefangen zu schneien; denn heut ist Weihnachtsheiligabend.

Die meisten Häuser der Straße sind dunkel, aus dem stillsten jedoch von ihnen allen senden zwei erleuchtete Fenster des hohen Erdgeschosses ihren Schimmer über die Straße, der in dem Halbdunkel einen weithin sichtbaren hellen Fleck bildet. Darüber huscht umhinauf ein Schatten: Drinnen, in der Stube, wo der brennende Christbaum steht, trippelt ein Mann auf und ab, um die Geschenke zu ordnen, die auf dem Tische ausgebreitet liegen. Ein glückliches Lächeln, der Wiederkehr tief innerlicher Bewegung, verklärt sein sympathisches Gesicht.

„Diesmal wird sie sich gewiß freuen! — Ja, wenn sie das sieht!“ — Wie pocht ihm das Herz! Er muß an sich halten, um nicht laut aufzujubeln. O Strahl aus dem Paradies! Schönster Beweis von der Güte unserer Seele: Die Freude an anderer Freude.

Beinahe zitternd vor Aufregung klopfte er an die Thür des Nebenimmers und rief: „Johanna!“ — es vergingen einige Minuten, während deren er ungeduldig, voll heißer Unruhe, den Tisch umkreiste, bis die Thür sich langsam öffnete und in ihrem Rahmen die Erwartete erschien: seine Frau. Ein edel geformtes, blaßes Gesicht, dessen schönes Weiß blendend abstrich von dem dunkeln Haar und dem schwarzen Seidenkleide, wie ein Bildwerk aus Alabaster von dem schwarzen Sammetstoff, auf dem es ruht, sich leuchtend abhebt. Was dieser Erscheinung aber ihren höchsten Reiz verlieh das waren die großen, etwas schmerzhaft blickenden Augen von jenem tiefen Braun, dessen sammetartiger Glanz sie in Wahrheit schwarz erscheinen läßt, Augen, wie man sie sonst nur in den südlicheren Gegenden Europa's und auch dort nur ziemlich selten antrifft, sehnsüchtige und sehnsuchtwedende Augen. Sie ließ die Blicke fast gleichgültig über den strahlenden Baum und die reichen Geschenke schweifen, während seine Augen mit gespannter Erwartung auf ihr Gesicht gerichtet waren und dort noch einer Spur von der Wirkung dieser glänzenden Ueberstrahlung forschten. Sie trat jetzt an den Tisch und ihm die Hand reichend, sagte sie freundlich: „Wie reich Du mich wieder beehrest, lieber Karl! Ich danke Dir von ganzem Herzen!“ — Dann betrachtete und prüfte sie die einzelnen Geschenke, aber kein Ausruf der Freude entfuhr ihr, kein Lächeln des Glückes erhellte die feinen, traurigen Züge. Mißmuthig warf er sich in einen Lehnstuhl. — Ich habe kein Glück bei Dir! murrte er. Nie treffe ich Deinen Geschmack. „O doch!“ entgegnete sie. „Das ist Alles ja so reizend! Nur erwarte keinen lauten Ausruf der Freude von mir. Das Weihnachtsfest stimmt mich immer traurig, weil es so recht eigentlich ein Fest für die Kinderwelt ist, und wir“ —

— Keine Kinder haben, fiel er ein. Immer das alte Lied! Als ob ich dafür könnte! —

Im höchsten Grade verstimmt, sprang er auf, ließ ins Nebengemach, öffnete ein Fenster und legte sich hinaus, unbekümmert um die kalte Luft, die ihm über den Scheitel strich und die Schneeflocken, die ihm ins Gesicht flogen und an seinem Barte haften blieben. Sein Blick fiel auf zwei kleine Mädchen, die mitten auf der Straße stehend und die Hände unter den Schürzchen, mit neugierigen und bewundernden Augen den im Lichtglanz strahlenden Weihnachtsbaum betrachteten. Obgleich sie von oben bis unten bekleidet waren, so daß sie Schneemännchen gleichen, war doch unschwer zu erkennen, daß sie jener Klasse von Kindern angehörten, an deren Thür das Christkind immer vorbeigeht. Arme kleine Wesen! Sie erhalten von der Weihnachtsbescherung nur den Abglanz, wenn's hoch kommt, einen Brocken, der vom Tische der Glücklicheren fällt. — Die junge Frau drinnen hatte die Musterung der Geschenke beendet und trat nun in die Thür des Nebenimmers. „Aber Karl“, rief sie mit weicher, melodischer Stimme, „sei mir doch nicht böse! Ich freue mich ja!“ — Er schloß das Fenster und näherte sich ihr. Sie schlang die Arme um seinen Hals und barg ihr Gesicht an seiner Schulter.

— „Kinder brauchst Du zu Deiner Weihnachtsfreude?“ fragte er. „Kinder giebt's genug. Draußen stehen zwei, die würden sich gewiß freuen, wenn sie sich unsern Baum ganz in der Nähe beschau dürften.“ — Sie hob rasch den Kopf. „Wo?“ fragte sie lebhaft. Draußen auf der Straße? Ach, hole sie herein, Karl!“ Er ließ hinaus und trat alsbald mit den Kindern an der Hand in die Stube.

„So“, sagte er, „nun seht Euch mal den Weihnachtsbaum ordentlich an!“ Johanna beobachtete lächelnd die Kleinen, wie sie ängstlich an einander gedrängt, mit weit aufgerissenen Augen das Wunder anstarrten. In dem Maße jedoch, als die wohlthuende Wärme ihre Glieder durchzog, verloren sie ihre Schüchternheit, bis das Jüngste, ein Mädchen von etwa vier Jahren, verlangend mit der Hand auf eines der bunten Säckchen deutete, die blinkend und blüend an den grünen Zweigen schaukelten.

„Möchtest Du das haben Kleine?“ fragte die Dame, hochte vor dem Kinde nieder und streichelte ihm die Wangen. „Ach, wie kalt die Bäckchen sind! und die Händchen! die armen Kleinen!“ Sie nahm des Kindes Hände zwischen den ihren und hauchte sie an, um sie zu erwärmen, dann nahm sie das kleine Mädchen auf den Arm und trug es an den Baum. „Such Dir Etwas aus, mein Perzchen! Du darfst nehmen, was Du willst.“ Ihr Gemahl hatte sich gesetzt und sah ihr mit zufriedener, lächelnder Miene zu, wie sie die Kinder hätschelte und beschenkte. „Wie sie sich freut!“ dachte er. Das war ja Alles, was er bezweckte. „Habt Ihr denn zu Hause keinen Christbaum?“ fragte sie endlich die Kinder. Diese schüttelten den Kopf. „Was ist denn Euer Vater?“

„Vater muß sigen.“ antwortete die Aeltere.

„Er sigt?! — O Gott! Karl! Zu Weihnachten im Gefängniß! — Oh, was giebt es doch für unglückliche Familien! — Und wo ist Eure Mutter? — Mutter ist zu Hause.“ „Wo wohnt Ihr?“ Das Kind bezeichnete ein Haus in derselben Straße ganz in der Nähe. „O Karl! lieber Karl!“ sagte die junge Frau, die Thränenumflossenen Blicke auf ihren Mann richtend und bittend die Hände faltend. „Jetzt könntest Du mir eine große Weihnachtsfreude bereiten, wenn Du mir eine Bitte erfüllen wolltest.“ „Gern!“ antwortete er. „Was wünschst Du?“

„Wir wollen den Weihnachtsbaum den armen Kindern schenken und ihnen zu Hause eine kleine Bescherung aufbauen. Der Ausruf wird ihn gewiß die paar Schritte tragen können, und ich nehme den Korb mit den Sachen. Ach bitte, bitte, thue es doch! Wer soll den Unglücklichen beschereen, wenn der Vater im Gefängniß sigt? O, was für ein schreckliches Weihnachtsfest für die Armen!“

Schöne Blume des Mitleids! Du erblüht am liebsten aus einer weiblichen Brust.

Ihr Gemahl lächelte und begann die Lichter auszublenden.

„So packe Deinen Korb!“ sagte er. „Ich kann das Bäumchen schon allein tragen. Wir brauchen keinen Zeugen bei diesem Wange.“ Unter Führung der Kinder gelangte der sonderbare Zug bald an das Haus. Sie mußten einen dunkeln Hausflur, dann den Hofraum durchschreiten; denn die Wohnung der Leute lag im Hinterhause, vorn die Küche, dahinter das Stübchen, dessen Fenster nach hinten hinausgingen. Als die Kinder, roth vor Aufregung, hereingeläuft kamen, sah die Mutter am Tisch und fluchte beim Scheine eines Petroleumlämpchens, dessen trübes Licht ihren, schon vom Weinen gerötheten Augen wehe that. Aber wenn sie auch schmerzten, die armen Augen, sie durfte sie nicht schonen, sie konnte die Abendstunden nicht unbenutzt lassen in diesen kurzen Wintertagen. „Wo bleibt Ihr so lange?“ fuhr sie die Kinder zornig an, verstummte aber alsbald und blickte mit steigender Bewunderung auf die Fremden. „Schelten Sie die Kinder nicht, liebe Frau!“ sagte Johanna mit ihrer einschmeichelnden Stimme. „Sie waren bei uns, und ich den Weihnachtsbaum anzuschauen, und nun bringen wir ihn her, damit sie sich noch länger daran erfreuen können.“ Bei diesen Worten keerte sie mit ihrem herzugewinnenden Lächeln den mitgebrachten Korb auf den Tisch aus. Dann ließ sie ihre Blicke durch das laute, kalte Zimmer schweifen, das überall die bitterste Armuth verrieth. Zum ersten Male in ihrem Leben stand sie so nahe dem Elend gegenüber, zum ersten Male kam ihr seine schauerliche Heiligkeit so unmittelbar zum Bewußtsein. Hatte sie auch niemals gefahrt mit ihren Gaben für wohlthätige Zwecke, so war sie doch nie selber in direkte Berührung mit der Armuth gekommen, jetzt aber kam es ihr auf einmal wie eine Offenbarung. Das ist erst die wahre Darmherzigkeit, die selbst hinabsteigt in die Hütten des Unglücks und ihm selbst die kühlende Hand auf die brennende Stirn legt. Auch die Armuth hat ein fühlendes Herz. Ein freundlicher Blick, ein liebevolles Wort berühren um so wohlthätiger, je seltener sie empfangen werden, und verleihen der Gabe erst ihren wahren Werth. „Ist es wahr“, fragte sie nun die Frau, die sprachlos mit gefalteten Händen da stand, „ist es wahr, daß Ihr Mann im — Gefängniß ist?“

— „Ja“, antwortete die Frau mit niedergeschlagenen Augen und beschämter Miene; „er hat einen Streit gehabt und sollte 20 Mark Strafe zahlen, aber wo sollten wir das Geld hernehmen, da mein Mann schon so lange keine Arbeit mehr hat?“ — Sie wuschte sich die Augen mit dem Schürzzipfel und fügte schluchzend hinzu: „Nun muß er's abtun.“ „Wann kommt er frei?“ fragte Johanna theilnehmend.

„Sobald noch nicht“, erwiderte sie. „Vorgestern hat ihn der Gerichtsdienner ja erst geholt.“ — Die junge Frau sah ihren Mann mit leuchtenden Augen an. „Karl!“ sagte sie und drückte ihm die Hand. Er nickte verständnißvoll — Sie wandte sich zum Gehen. „Gute Nacht, liebe Frau! Gute Nacht, Ihr Kinderchen! Jüdet Euch den Baum an! Der gehet nun Euch: Wenn die Lichter abgebrannt sind, dürft ihr ihn pfländern.“

Die arme Frau war so überrascht, daß sie kein Wort des Dankes hervorbringen vermochte. Erst als die Fremden hinaus waren, kam sie zu sich, rief die Stubenthür auf und stammelte: „Tausendmal Dank! — Aber sie waren schon fort.“

„Mutter“, fragte das älteste Mädchen, „Mutter, war das das Christkindchen?“ — „Rein, mein Kind“, sagte die Mutter und schloß sie in ihre Arme. Jetzt war der Bann, unter dem sie bisher gestanden, gebrochen, und nun flossen ihre Thränen reichlich und tropften herab auf die blonden Zöpfe ihres Töchterchen. „Das war ein Weihnachtsengel, den uns der liebe Gott geschickt hat.“ — Draußen auf der Straße schmiegte sich Johanna an ihren Gemahl und fragte: „Was willst Du thun?“ — „Zum Richter gehen“, antwortete er, „und ihn bitten, den Gefangenen noch heute freizulassen. Ich werde für die Schuld des Mannes aufkommen.“

In einer Zelle des Gerichtsgefängnisses saß, ohne Licht, die Ellenbogen auf die Knie, den Kopf in die Hände gestützt, auf dem Rand seines Bettes ein ärmlich gekleideter Mann und starrte in die Finsterniß. „Schöner Weihnachtsheiligabend!“ murmelte er. „Arme Kinder! Euch baut heut Keiner auf!“ — Da hörte er Schritte auf dem Gange draußen.

In das Schloß seiner Zellenthür wurde der Schlüssel gesteckt und kreisend umgedreht, die Thür öffnete sich und der Gefängnißwärter erschien auf der Schwelle, eine Laterne in der Hand. Verständnißlos blickte der Gefangene ihn an. Was wollte er noch bei ihm? Seine Abendsuppe hatte er ja schon gegessen. „Nun Kramer“, rief ihm der Beamte zu, „stehen Sie auf und kommen Sie mit mir! Sie werden entlassen.“ Jäh sprang der Mann auf. „Entlassen?“ stammelte er. „Deute schon? Sie wollen sich wohl einen Spaß mit mir machen?“

„Rein, nein“, sagte lachend der Andre, „es ist mein voller Ernst. Kommen Sie nur!“ Damit drehte er sich um und ging den Flur hinunter. Kramer griff nach seiner Mütze und eilte hinter dem Kuffeder her. Das Herz schlug ihm zum Zerspringen vor Freude und Aufregung, und je weniger er den Zusammenhang begriff, desto wunderbarer erschien ihm seine Befreiung. Unten auf der Straße stand er einen Augenblick still und lauschte auf den Klang der Weihnachtsglocken, der voll und feierlich von der Kirche herüberdrönte. Er holte tief Athem und sandte einen dankbaren Blick gen Himmel. Ein Gefühl, wie er es bisher noch nie gekannt, eine fromme Nahrung zog ihm wärmend durchs Herz: Weihnachten! Ja, 's ist Weihnachten! Und Du gehst diesmal nicht leer aus! Dir hat das Christkind keine Freiheit beschert. — Dann aber rannte er spornstreichs nach Hause, um die gewaltige Sehnsucht zu befriedigen, die ihn plötzlich nach seiner Familie ergrieff. Er stürzte durch die dunkle Küche und rief die Stubenthür auf. Kinder, da bin ich! wollte er schreien, aber das Wort erstarb ihm im Munde. Geblendet und wie versteinert stand er da; denn eine Fluth von Licht wallte ihm entgegen. War das Christkind wirklich hier und strömte von ihm dieser Glanz aus? Aber nein! er sah ja deutlich einzelne Flammen, die vor seinen geblendeten Augen auf und nieder tanzten. Nun erkannte er auch einen herrlich geschmückten Baum, der mitten in der Stube stand. Ein wohniger und zugleich abergläubischer Schauer durchrieselte ihn. Es erfaßte ihn wie Schwindel, so daß er sich, ganz schwach geworden, an den Thürpfosten lehnen mußte. Verwundert, fast bestürzt schauten ihn die Seinen an, den so unerwartet Zurückgekehrten, der urplötzlich, wie ein Geist in der Thür stand. Der aber faltete die Hände und sagte nur: „Ach Gott! — Mehr brachte er nicht heraus. Da jubelten ihm die Kinder zu: „Vater, der Weihnachtsengel ist hier gewesen!“ und dann warf sein Weib sich schluchzend an seine Brust. —

In dem andern Hause aber saß auf dem Sopha vor dem Tische, auf welchem unbeachtet die Geschenke lagen, ein glückliches Pärchen und malte sich, seelig lächelnd und zärtlich lästern, die Scene aus, die sich jetzt wohl in dem ärmlichen Stübchen abspielte mochte.

Vermischte Nachrichten.

— Wie man sich bei geistiger Arbeit ernähren soll, lehrt uns ein Mitarbeiter des „Sanitary Record“. Der Mann, so heißt es dort ungefähr, der den ganzen Tag im Freien arbeitet und sich durch körperliche Thätigkeit ermüdet, hat das Zeug, tüchtige Mahlzeiten zu sich zu nehmen und richtig zu verdauen. Bei dem Menschen mit vorwiegend sitzender Lebensweise und geistiger Thätigkeit liegen die Dinge dagegen anders. Auch er soll sich gewiß gut nähren, eher noch besser als der körperlich Thätige, denn das Gehirn soll reichlich mit gutem Blute versorgt sein, um gut arbeiten zu können. Aber bei der sitzenden Lebensweise leidet das Verdauungsvermögen des Menschen insofern, daß er nicht drei große Mahlzeiten täglich vertragen kann. Seine Natur gestattet dies nicht, und die chemischen Vorgänge der Verdauung vollziehen sich nur unvollkommen. Deshalb sollte ein solcher Mensch häufiger, aber weniger essen. Da drei kleine Mahlzeiten zur Ernährung nicht genügen, so müßte der Geistesarbeiter vielleicht sechsmal am Tage essen, jedesmal nur ein bis zwei Nahrungsmittel, und zwar mit der nöthigen Abwechslung und Mischung der Kost. Die Portionen müssen sehr klein sein, und sobald die Ekstase befriedigt ist, muß man auch zu essen aufhören. Häufige Blähungen sind der sicherste Beweis, daß die einzelnen Mahlzeiten noch zu reichlich sind oder zu rasch aufeinanderfolgen. Ohne Zweifel steckt in diesem Rath ein Stück Wahrheit und er mag daher von allen angenommen werden, die in der glücklichen Lage sind, über ihre Hausordnung verfügen zu können.

— Vom deutschen Stromaner in Kiautschou schreibt der „Ostasiat. Lloyd“: Mit der Erwerbung von Kiautschou ist auch in Ostasien umgeben ein neuer Gast erschienen: der deutsche Handwerksbursche. Es sind naturgemäß nur die geriebsten Kunden, die bis hierher sich durchgeschlagen haben. Ihr Hauptquartier befindet sich in Hongkong; von hier aus werden die kleinen Küstenplätze regelmäßig abgeklippt. Ein angeblicher Oesterreicher Namens Pracht verkauft den Neuankommenden die Rüste, in der alles Wissenswerthe über die einzelnen Orte zusammengefaßt ist, namentlich sind darin die Adressen verschiedener freigelegter Personen, die Höhe der von ihnen zu erwartenden Unterstützung und wie sie „bearbeitet“ werden müssen, angegeben. In einem südchinesischen Küstenplage kam dieser Tage ein Kunde an, der im Besitz eines für den Schreiber Kampas ausgestellten Reisepasses war; demselben gelang es dort 50 Doll. zusammen zu bringen. Da er kürzlich aus einem anderen Orte denselben Betrag herausgeklippt hatte, konnte er auf die Bank gehen und 100 Doll. nach Hause schicken. Von jenem Plage aus gedachte er nach Schanghai zu gehen, die Handwerksburschen mitzunehmen und dann Korea zu besuchen. Das Blatt warnt seine Leser vor diesem Individuum und hält pekuniäre Hilfe in derartigen Fällen nicht für angebracht.

— Er trinkt nur Milch. So häufig findet man, namentlich im Innlande, den Glauben vertreten, daß Seelente besonders geneigt seien, dem Genuß geistiger Getränke zu huldigen und dabei, sagt man, sollen sie nicht die allerleichtesten wählen, sondern vor Allem dem steifen Grog den Vorzug einräumen. Selbstverständlich giebt es auch solche, aber wie wenig diese Anschauung für die Allgemeinheit giltig ist, dürfte die folgende Erzählung beweisen. Auf der Kaiserlichen Werft in Kiel war in den 70er Jahren ein alter Bootsmann als wohlbestallter Beamter und Werftbootsmann angestellt. Schön war er nicht, das hatte er bei seiner Stellung auch nicht nötig zu sein, dafür hatte er aber ein dickes rothes Gesicht und in demselben eine etwas kupfern strahlende Nase. Der Chef der Admiralität inspizierte eines Tages die Werft, wobei die Bestände revidirt und auch die dieselben verwaltenden Beamten bezüglich ihrer Dienstverrichtungen eingehend geprüft wurden. Auch unser Werftbootsmann mußte heran und den Beweis seiner Tüchtigkeit liefern. Alles verlief gut, sein Ressort war in schönster Ordnung. Plötzlich sah der hohe Vorgesetzte den alten Bootsmann mit strenger Miene an und sagte in vorwurfsvollem Ton: „Ich habe gehört, daß Sie trinken!“ Schnell gab der Alte im ächten Danziger Dialekt die Antwort: „Zuwohl Aegellern, aber nur Meil.“

— Das Gegentheil. Sie: „Männchen, warum bist denn Du so traurig? Weil Du so viele Schulden hast?“ — Er: „Rein, im Gegentheil, weil ich keine mehr machen kann.“

hof
er in das
llionen.
emen.
multz.
igen des
t coulant.
sich be-
apieren,
ntverbin-
zur Ver-
47/00
ft".
löschchen"
ALL
Leipzig"
gebenst ein
tm.
R.
acert
30 Pf.
er.
ersch,
tung,
ung des
ustfali-
ann.
erde.
ch,
eide.
al.
mann,
Kind.
ler.
ten
n in
ppen
ohn.
feier-
at die
am
n 28.
51.
um.
Grab